

»Freilich lag in den
zu überwindenden Schwierigkeiten
ein besonderer Reiz ...«

Briefwechsel der Sprachwissenschaftler
Hans Conon von der Gabelentz, Wilhelm Schott
und Anton Schiefner, 1834–1874

Bearbeitet und herausgegeben
von Hartmut Walravens

2008

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

ISSN 0170-3706
ISBN 978-3-447-05821-6

Inhalt

Abkürzungen	9
Einleitung	11
Briefwechsel zwischen Wilhelm Schott und Hans Conon von der Gabelentz	21
Briefe von Anton Schiefner an Hans Conon von der Gabelentz	139
Namenregister	205

Einleitung

Der vorliegende Band vereinigt den Briefwechsel dreier bedeutender Gelehrter des 19. Jahrhunderts: Hans Conon von der Gabelentz (1807–1874), Sprachwissenschaftler und Politiker, wohnhaft auf Gut Poschwitz bei Altenburg, Wilhelm Schott (1802–1889), Professor für ostasiatische und tatarische Sprachen an der Universität Berlin, und Anton Schiefner (1817–1879), Indologe, Tibetologe, Sprachwissenschaftler, Professor für klassische Philologie in St. Petersburg und Bibliothekar am dortigen Asiatischen Museum. Alle drei Persönlichkeiten sind sowohl aufgrund ihrer weitreichenden Sprachkenntnisse wie auch Qualität ihrer Veröffentlichungen bedeutend. So ist es als Glücksfall zu bezeichnen, daß sich diese Korrespondenzen im Familienarchiv von der Gabelentz erhalten haben¹, denn 1945 wurde die wertvolle sprachwissenschaftliche Bibliothek der Familie in die Sowjetunion abtransportiert. Die Briefe geben Aufschluß über laufende Arbeiten, über wissenschaftliche Kontakte, Arbeitsmethoden und natürlich über die Gelehrten und ihre Familien selbst. So ergänzen sie in glücklicher Weise die Informationen, die in Nachrufen und Würdigungen vorliegen.

Die drei Persönlichkeiten sind in letzter Zeit ausführlich behandelt worden, so daß an dieser Stelle ein kurzer Abriß ihrer Biographie zur Orientierung ausreicht.

Für ausführlichere Darstellungen und umfassende Hinweise auf die Sekundärliteratur sei hier verwiesen auf:

- Martin Gimm: Hans Conon von der Gabelentz (1807–1874) und die erste manjurische Grammatik in Deutschland. *OE* 40.1997, 216–262 [Darin insbesondere die Charakteristik durch seinen Sohn Georg, S. 248–255.]
- Schriftenverzeichnis Gabelentz' in: *Die Geschichte von Kasna Chan. Ein mongolischer Erzählzyklus*. Nach einer nun verschollenen Handschrift übersetzt von Hans Conon von der Gabelentz. Aus dem Manuskript herausgegeben von H. Walravens. Wiesbaden: Harrassowitz 2004 (*Sinologica Coloniensia* 22), 181–194.
- Martin Gimm: *Hans Conon von der Gabelentz und die Übersetzung des chinesischen Romans Jin Ping mei*. Wiesbaden: Harrassowitz 2005. 203 S. (*Sinologica Coloniensia* 24.)²
- Hartmut Walravens: *Wilhelm Schott (1802–1889). Leben und Wirken des Orientalisten*. Wiesbaden: Harrassowitz 2001. 220 S. (*Orientalistik Bibliographien und Dokumentationen* 13.)

1 Thüringisches Staatsarchiv Altenburg, Familienarchiv von der Gabelentz, Nr 700 (Gabelentz, Schott) und 634 (Schiefner).

2 Die grundlegenden biographischen Abrisse / Würdigungen, die durch die oben genannten Darstellungen nicht ersetzt werden, sind: August Leskien: Hans Conon von der Gabelentz. *Allgemeine Deutsche Biographie* 8.1878,286–288; Walter Böttger: Hans Conon von der Gabelentz. *Neue Deutsche Biographie* 6.1964, 2–3; Hans Georg von der Gabelentz: Hans Conon von der Gabelentz als Sprachforscher. *Berichte über die Verhandlungen der k. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften* 38. 1886, 217–241.

- Hartmut Walravens: *Anton Schiefner. Übersetzungen aus dem tibetischen Kanjur*. Beiträge zur Buddhismuskunde und zur zentralasiatischen Märchenforschung. Wiesbaden: Harrassowitz 2007. XLI, 203 S. (Sinologica Coloniensia 25.)

Hans Conon von der Gabelentz

Gabelentz wurde am 13.10.1807 auf dem Gut Poschwitz bei Altenburg geboren. Er studierte Jura und Cameralia an den Universitäten Leipzig und Göttingen und trat 1830 in den altenburgischen Staatsdienst ein. 1831 wurde er Regierungs- und Kammerrat, 1843 Geheimer Kammer- und Regierungsrat und 1847 Geheimer Rat sowie Landmarschall des Großherzogtums Weimar. 1848 nahm er als Bundestagsgesandter am Vorparlament der Frankfurter Nationalversammlung teil. 1848 wurde er altenburgischer Staatsminister, trat jedoch 1849 zurück; seit 1850 war er Mitglied des Landtags in Erfurt und seit 1851 Landschaftspräsident im Herzogtum Altenburg. Er starb am 3.9.1874.

Gabelentz hat keine formale Ausbildung zum Sprachwissenschaftler erhalten. Er lernte Sprachen leicht – so erwarb er seine dänischen und ungarischen Sprachkenntnisse von Kommilitonen in Göttingen. Am liebsten beschäftigte er sich mit Sprachen, die noch nicht erschlossen waren, und aus seiner Textlektüre heraus erstellte er Grammatiken und Wörterverzeichnisse. Insbesondere der Mandschusprache war er zugetan, deren erste wissenschaftliche Grammatik er verfaßte; auch für sein Wörterbuch der Mandschusprache, das zwar auch das frühere Werk von Amyot berücksichtigt, hat er weitgehend aus den Texten selbst geschöpft. Darüber hinaus beschäftigte er sich intensiv mit den finnischen Sprachen, den nordamerikanischen Indianersprachen sowie den melanesischen Sprachen, denen er eine eigene Monographie widmete. Eine Reihe von Texten, die er aus sprachlichem Interesse las, hat Gabelentz auch gleich übersetzt: so die Geschichte von Kasna Chan (veröffentlicht 2004; vgl. oben), die *Geschichte der Großen Liao* (posthum erschienen, St. Petersburg: Kais. Akademie der Wissenschaften 1877) sowie die Übersetzung des Romans *Gin ping mei bithe* (hrsg. von Martin Gimm. Teil 1–2. Berlin: Staatsbibliothek 2005–2006).

Gabelentz' frühe Briefe an Wilhelm Schott sind nicht erhalten. Aus den Antworten von Schott erfahren wir jedoch, daß Gabelentz in diesen Jahren an einer mongolischen Grammatik arbeitete. 1835 hören wir von seiner Beschäftigung mit dem Finnischen. Karl Fr. Neumanns Publikation einer Jurčen-Inschrift weckte sein Interesse an dieser Sprache und Schrift, er konnte aber mangels weiteren Materials damit keine Fortschritte machen. Gabelentz hätte gern eine Sammlung von tibetischen und kalmükischen Handschriften erworben, die der Herrnhuter Missionar H. A. Zwick anbot. Diese gelangten jedoch in die Dresdner Hofbibliothek (1839). 1841 berichtet er von seiner Arbeit am Ulfilas. Dem durchreisenden Earl of Munster, Leiter des Oriental Translation Fund, erklärt er seine Bereitschaft, Übersetzungen aus dem Mandschu und Mongolischen zur Publikation anzufertigen (1841). Im folgenden Jahr hören wir von seinen tscheremissischen und karelischen

Studien. 1844 gehörte Gabelentz zum Organisationskomitee für die Orientalisten-Versammlung in Dresden. Zu diesem Zeitpunkt beschäftigte er sich mit amerikanischen Sprachen. Dann trat eine fünfzehnjährige Pause in der Korrespondenz der beiden Gelehrten ein, die Schott später mit seiner eigenen Hypochondrie erklärte. 1860 nimmt Gabelentz den Briefwechsel wieder auf und berichtet von dem Plan einer Neubearbeitung seiner Mandschugrammatik. Er erwähnt die Beschaffung ostasiatischer Bücher durch seinen Schwiegersohn Richard von Carlowitz und erstellt auch eine Liste seiner eigenen kleinen chinesischen Bibliothek. Er fragt nach Schotts Urteil über Franz Kaulens Grammatik, die ihm gegenüber seiner eigenen Jugendarbeit kein Fortschritt zu sein scheint. Er erwähnt seine Kontakte zu den ungarischen Gelehrten Reguly und Hunfalvy und gibt eine Liste neuerworbener chinesischer und japanischer Bücher. Im Jahr 1861 beschäftigt er sich mit der Lektüre der chinesischen Klassiker (in zweisprachigen Ausgaben). Neuerworbene japanische Bücher werden mitgeteilt, und es entspinnt sich eine Diskussion über die grammatische Funktion des chinesischen *so* 所. Im Jahr 1862 erfahren wir von Gabelentz' Lektüre des Heiligen Ediktes (*sheng-hsün*) und der Erwerbung weiterer chinesischer und mandschurischer Texte. Gabelentz hört nun häufig Chinesisch, denn seine Tochter hat bei der Rückkehr aus China ein chinesisches Kindermädchen mitgebracht, und die Kinder sprechen am liebsten unter sich Kantonesisch. Eine bedeutende Erwerbung stammt aus der Sammlung Castrén – etwa 30 mongolische und tibetische Handschriften, die Frau Gabelentz ihrem Mann zum Geburtstag schenkte. Nun beginnt die kursorische Lektüre des *Gin ping mei bithe* (1863). Zu diesem Zeitpunkt, kurz vor der Publikation des Mandschuwörterbuchs (1864), verwendet Gabelentz noch eine besondere Umschrift, die mit der späteren «Gabelentz-Umschrift» nicht identisch ist. Der Sohn Georg hat nun sein juristisches Examen bestanden. Für Schott ist aus Ostasien ein japanisches Wörterbuch angekommen. Gabelentz bedauert, daß ihm für die Bearbeitung seines Mandschuwörterbuchs das autoritative *Manju gisun-i buleku bithe* (Wörter Spiegel) nicht zur Verfügung stand. Erst nach Beendigung des Manuskripts hat er das Sprachhandbuch *San-ho pien-lan* erworben. Er macht sich gleich an Nachträge zum Wörterbuch und setzt seine Mandschulektüre fort, so liest er 1865 das Singspiel *Si siyang gi* (Hsi-hsiang-chi), wobei er jedoch, wegen der poetischen Form, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Er übersetzt das Ardschi-Bordschi-Manuskript aus dem Mongolischen und beginnt die Lektüre des mongolischen *Kasna Chan*. 1866 beschäftigt er sich mit der polyglotten Inschrift von Chü-yung-kuan, an der er kurz vor seinem Tode noch mit seinem Sohn Georg arbeitet. 1867 gelingt es ihm, durch Vermittlung von Alexander Wylie, das *Buleku bithe* zu erwerben, was zu weiteren Nachträgen zum mandschurischen Wörterbuch führt. Nachträge kommen überdies laufend aus der *Gin ping mei bithe* Lektüre. Schott und Gabelentz sind sich in der Beurteilung des neuen chinesischen Wörterbuchs von Vasil'ev einig – das sog. graphische System der Zeichen kompliziert die Sache für den Studenten eher, als daß es eine Vereinfachung darstellt. Gabelentz gibt Schott eine Liste von chinesischen und mandschurischen Texten weiter, die Z. F. Leont'evskij verkaufen will. Gabelentz teilt einige Erwerbungen aus der Sammlung Leont'evskij mit (1868). Er

beschäftigt sich mit der Übersetzung des neuerworbenen *Hsi-yü wen-chien-lu* (mandschurisches Manuskript). Er bemerkt Differenzen zwischen der chinesischen und der mandschurischen Ausgabe des *Kan-ying p'ien* (Acabume karulara bithe). Im Jahre 1870 hören wir von einem mandschurischen Briefwechsel zwischen Gabelentz und dem Sibe Ujingga, dem Informanten Wilhelm Radloffs. Mit einer Mitteilung über die Philologenversammlung in Leipzig (1872) klingt die Brieffolge aus. Die späten Briefe Gabelentz' an Schott sind vielfach Bitten um Information – bezüglich unklarer (d.h. in seinen Wörterbüchern nicht nachweisbarer) mandschurischer Wörter oder chinesischer Zitate.

Wilhelm Schott

Schott wurde am 3.9.1802 als Sohn eines Kaufmanns in Mainz geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Mainz studierte er Theologie und Sprachen an der Universität Gießen, wechselte aber 1821 an die Universität Halle, wo er sich vorwiegend auf orientalische Sprachen konzentrierte und 1823 darin promovierte. Zusammen mit dem späteren Gymnasialdirektor Helmke wurde er beauftragt, zwei Chinesen Unterricht zu geben³, was bei beiden jungen Männern das Interesse an chinesischer Sprache und Literatur weckte. Schott habilitierte sich 1826 in Halle, ohne daß es ihm, aus finanziellen Gründen, möglich gewesen wäre, seine Studien in Paris – damals das Ziel aller jungen Orientalisten – fortzusetzen. 1826 erschien der erste Teil seiner Lun-yü-Übersetzung, die sich jedoch – bei einem Autodidakten verständlich – stark an Marshmans englischer Übersetzung orientierte und so einen Plagiatsvorwurf von Julius Klaproths Seite hervorrief: *Dr. Wilhelm Schotts vorgebliche Übersetzung der Werke des Confucius aus der Ursprache (Leipzig 1828)*. Dies erschwerte Schott das weitere Fortkommen sehr, und während der Folgezeit nagte er buchstäblich am Hungertuch.⁴ Erst in Berlin, wohin er wegen besserer Arbeitsbedingungen in den ostasiatischen Sprachen im Herbst 1830 übersiedelte, besserte sich die Situation ganz allmählich. 1832 habilitierte er sich mit der Arbeit: *Über das Wesen der chinesischen Schrift und die notwendige Einrichtung der Wörterbücher*⁵ für chinesische Sprache und Literatur an der Universität Berlin. Er arbeitete mehreren Gelehrten zu, so dem Astronomen Ideler, dem Geographen Carl Ritter, und schließlich erhielt er den Auftrag, die chinesischen Bücher der Königlichen Bibliothek zu katalogisieren und damit Klaproths 1810 erstelltes (1822 veröffentlichtes) Verzeichnis zu ergänzen. Auch die Ordnung des der Akademie geschenkten chinesischen Typenschatzes wurde Schott übertragen. 1838 wurde Schott zum außerordentlichen Professor ernannt und 1841 schließlich

3 Vgl. Rainer Schwarz: Heinrich Heines «Chinesische Prinzessin» und seine beiden «chinesischen Gelehrten» sowie deren Bedeutung für die Anfänge der deutschen Sinologie. *NOAG* 144.1988, 71–94.

4 Vgl. H. Walravens: Wilhelm Schott und die Königliche Bibliothek. *Scrinium berlinense*. Tilo Brandis zum 65. Geburtstag. Berlin: Staatsbibliothek 2000. Bd 1, 577–594.

5 Vgl. Über Schriftsprache und Wörterbücher der Chinesen. *Blätter für literarische Unterhaltung* 1833, 869–871, 873–874.

zum Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften. Schotts weiterer Lebenslauf ist arm an Höhepunkten, aber reich an Arbeit und Publikationen. Er war zu mittellos, um sich Reisen zu gestatten und Tagungen zu besuchen. So verbrachte er die meiste Zeit in angestrenzter Forschung. 1861 heiratete er, und erst dann hören wir von bescheidenen Urlaubsreisen. Auch besaß Schott nur eine kleine Privatbibliothek, da Bücher für ihn oft zu teuer waren. So war er sehr stark auf die Bestände der Königlichen Bibliothek angewiesen.

Schott besaß phänomenale Sprachkenntnisse: Neben den klassischen Sprachen beherrschte er die modernen europäischen Sprachen, einschließlich des Russischen. Unter den Orientalischen Sprachen war ihm das Türkische besonders lieb. Er konzentrierte sich zeitweise auf das Chinesische, verfaßte eine chinesische Grammatik, eine chinesische Literaturgeschichte und zahlreiche Abhandlungen zur chinesischen Geschichte und Literatur, erweiterte aber seine Kenntnisse auf das Thai, die Kassaia-Sprache, das Finnische, das Ungarische, das Mandschu und das Mongolische, das Japanische und das Tibetische. Er publizierte viel in *Ermans Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland*, aber auch in *Lehmans Magazin für die Literatur des Auslandes*, nicht selten ohne Namensnennung (besonders bei Übersetzungen). So sind viele kleinere Arbeiten Schotts nicht in die Fachbibliographien eingegangen. Als besonders bemerkenswertes Beispiel sei die erste westliche Übersetzung aus dem Räuberroman *Shui-hu-chuan* genannt, die Schott 1834 auf der Grundlage einer Ming-Ausgabe der Königlichen Bibliothek veröffentlichte⁶. Von besonderer Bedeutung sind seine fünf Hefte der *Altäischen Studien*⁷, in denen er zahlreiche sprachwissenschaftliche Beiträge zum Vergleich und zu der Verwandtschaft der altäischen Sprachen veröffentlichte.

1834 berichtet Schott von seiner Bekanntschaft mit dem Physiker und Weltreisenden Erman, an dessen burjatischen Materialien Gabelentz interessiert war. Es blieb eine dauerhafte Verbindung, da Schott jahrelang an *Ermans Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland* maßgeblich mitarbeitete. Schott liest die türkische Wochenzeitung, um seine Kenntnisse wach zu halten. Er zeigt Interesse an der chinesischen Type von Marcellin Legrand, die dann später von der Akademie der Wissenschaften erworben wurde. Er wünscht sich ein «asiatisches Journal» für Deutschland, das dann später als *Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* unter Mitarbeit von Gabelentz und Karl Fr. Neumann tatsächlich realisiert wurde. Schott war mit dem Dichter Stieglitz befreundet, der sich in seiner Bibliotheksstelle sehr unwohl fühlte. Seine Frau Charlotte, eine «teure schwesterliche Freundin» Schotts, nahm sich schließlich das Leben, um ihren Mann aufzurütteln – eine cause célèbre für das damalige Berlin, ein schwerer Schlag für Schott. Er zeigt Begeisterung besonders für das Türkische und kommentiert Beziehungen zwischen dem Türkischen und Mongolischen. 1835 ist er mit dem Finnischen noch unbekannt. Er beginnt die Beschäftigung mit dem Tibetischen bei einem Besuch des Barons

6 Vgl. H. Walravens: Wu sung, der Held und seines Bruders Rächer. Die vergessene erste europäische Übersetzung aus dem chinesischen Räuber-Roman *Shui-hu-chuan*. *NOAG* 158/160.1996, 189–218.

7 1.1859–5. 1871.

Schilling von Canstadt und durch die Lektüre von Csomas Arbeiten. Schott ist bekannt u.a. mit Franz Bopp und Alexander von Humboldt. 1837 ärgert er sich über Neumanns *Lehrsaal des Mittelreiches* und Xylanders amateurhaften Sprachvergleich im *Sprachgeschlecht der Titanen*, lobt dagegen Kowalewskis Mongolische Chrestomathie, aus der er mehrere Stücke übersetzt. Der neue türkische Gesandte in Berlin wird ein interessanter, wenn auch anstrengender Kontakt für Schott. 1840 berichtet Schott, daß er den auf Anregung von Frähn an ihn ergangenen Ruf auf ein neu zu errichtendes Ordinariat nach St. Petersburg abgelehnt habe. Nach der langen Pause in der Korrespondenz bis 1860 berichtet Schott über den Plan einer chinesischen Chrestomathie; an der Universität hatte er nur wenige Hörer, am ehesten im Chinesischen und im Finnischen. 1862 hören wir vom Besuch der Take-nouchi-Gesandtschaft in Berlin und die Reaktion der Berliner auf die ihnen völlig unbekanntem Japaner. 1865 lernt er Johann Joseph Hoffmann, den Leidener Japanologen, kennen und ist von ihm sehr angetan. Auch ist von Wilhelm Radloffs Beschäftigung mit dem Mandschu die Rede. Viele der späteren Briefe geben Antworten auf Gabelentz Fragen zu Mandschuwörtern und chinesischen Texten, aber auch zum japanischen *Nihon gaishi*, das Gabelentz erworben hatte. Darüber hinaus erfahren wir, daß Schott mit seiner Frau, die er 1861 geheiratet hatte, in einer glücklichen Ehe lebt.

Anton Schiefner

Franz Anton Schiefner wurde am 6.6.1817 in Reval geboren, wohin sein Vater aus Böhmen eingewandert war, seine Mutter, Katharina Schneider, stammte vermutlich aus St. Petersburg. Anton Schiefner besuchte 1831–1836 die Domschule in Reval, die er dankbar in Erinnerung behielt und der er später zum Jubiläum eine Veröffentlichung widmete. Anschließend, 1836–1840 studierte er Jura in St. Petersburg, wohl auf Rat eines Onkels, setzte aber dann 1840–1842 seine Studien Berlin fort und konzentrierte sich dabei auf die Indologie. In Berlin befreundete er sich insbesondere mit Albrecht Weber, mit dem er einen intensiven Briefwechsel pflegte und bei dem er später bei Berlinbesuchen Gastfreundschaft fand. 1843–1852 war er als Oberlehrer der klassischen Sprachen am 1. Petersburger Gymnasium tätig; 1848 wurde er – auf Vorschlag des Naturwissenschaftlers Karl Ernst von Baer (1792–1876) Kustos der 2. Abteilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften und 1852 Adjunkt für Tibetisch. 1854 zum außerordentlichen Akademiker ernannt, war er 1856–1878 außerdem Direktor des Ethnologischen Museums und 1860 bis 1873 Professor der klassischen Sprachen an der Katholischen Geistlichen Akademie. Von 1863 bis zu seinem Tode war er in der Nachfolge von Baers Leiter der 2. Abteilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften. Schiefner starb am 4.11.1879 in St. Petersburg.

Schiefner wuchs in Reval mit Deutsch, Estnisch und Russisch auf und lernte offenbar hervorragend Latein und Griechisch, diese Sprachen lehrte er später

jahrelang. Als Nachfolger Isaak Jakob Schmidts⁸ an der Akademie verfaßte er zahlreiche Arbeiten zur Tibetologie und übersetzte eine bis heute geschätzte Auswahl von Jâtakas und Avadânas aus dem tibetischen Kanjur (s.o.). Er war aber auch der erste Übersetzer der Kalevala ins Deutsche⁹, wofür ihm Elias Lönnrot sein Manuskript zur Verfügung stellte. Bis heute wird Schiefners metrische Übersetzung, meist in der verkürzten Fassung durch Martin Buber, nachgedruckt. Dasselbe Versmaß benutzte er bei seiner Übersetzung der Heldenlieder der Minussinschen Tataren¹⁰. Er war auch sehr an dem von Friedrich Reinhold Kreutzwald¹¹ zusammengestellten Kalewi-Poeg, dem Nationalepos der Esten, interessiert und führte einen umfangreichen Briefwechsel mit dessen Verfasser; er beschäftigte sich in mehreren Beiträgen mit diesem Werk und der deutschen Übersetzung. Ein weiterer Schwerpunkt Schiefners wurden die kaukasischen Sprachen, über die er teils selbständig (so das Awarische), teils auf der Grundlage der sprachlichen Erhebungen des Obersten Peter von Uslar arbeitete. Uslar hatte seine Ergebnisse auf Russisch in kleinen, heute kaum mehr aufzufindenden lithographischen Ausgaben publiziert; Schiefner verarbeitete diese Materialien zu «ausführlichen Berichten» (teils bis zu 100 Quartseiten stark) und machte sie damit der gelehrten Welt bekannt.

Zu rühmen ist Schiefners geradezu selbstlose Arbeit bei der Edition, Übersetzung und Korrektur von Werken von Kollegen. So wären die bahnbrechenden Arbeiten von Mathias Alexander Castrén ohne Schiefners zwölfbändige deutsche Übersetzung¹² kaum im selben Maße bekannt geworden; er edierte auch Friedrich Wilhelm Radloffs *Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme*, übersetzte und redigierte Werke V. P. Vasil'evs, Sinologe an der Petersburger Universität, und gab die *Historisch-ethnographischen Abhandlungen* von Johan Anders Sjögren heraus,¹³ So zeigte er eine bewundernswerte Schaffenskraft. Zu seinem wissenschaftlichen Netzwerk gehörten nicht nur die Petersburger Orientalisten, sondern auch die europäischen Indologen, Altaisten wie Gabelentz und Sinologen wie Stanislas Julien, der auf seine Anregung hin eine Fülle von Jâtakas und Avadânas aus dem Chinesischen übersetzte¹⁴ und damit folkloristische Parallelstellen bot. Die Folklore führte auch zur Zusammenarbeit mit dem Weimarer Bibliothekar Reinhold Köhler, dem Lütticher Germanisten Felix Liebrecht und dem Indologen und Sprachwis-

8 H. Walravens: *Isaak Jakob Schmidt (1779–1847). Leben und Werk des Pioniers der mongolischen und tibetischen Studien*. Wiesbaden: Harrassowitz 2005. 180 S. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 56,1).

9 *Kalevala, das National-Epos der Finnen*, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Helsingfors: Frenckell & Sohn 1852. XVI, 300 S.

10 St. Petersburg: Kais. Akademie der Wissenschaften 1859. XLVII, 432 S.

11 Friedrich Reinhold Kreutzwaldi kirjavahetus. 3. *Fr. R. Kreutzwaldi ja A. Schiefneri kirjavahetus 1853–1879*. Tallinn: Eesti Ramat 1953. 542 S.

12 M. Castréns *Nordische Reisen und Forschungen*. St. Petersburg: Kais. Akademie der Wissenschaften 1853–1858. 12 Bde.

13 St. Petersburg: Kais. Akademie der Wissenschaften 1861. VI, 678 S.

14 *Les avadânas. Contes et apologues indiens inconnus jusqu'à ce jour, suivis de fables, de poésies et de nouvelles chinoises*. Traduits par M. Stanislas Julien. Paris: Benjamin Duprat 1959. 3 Bde.

senschaftler Theodor Benfey in Göttingen, an dessen Zeitschrift *Orient und Occident* er mitarbeitete.

In seinen Briefen gibt Schiefner laufend Überblicke über die Fortschritte im Bereich der finnischen und anderer Sprachen und natürlich über seine eigenen Arbeiten. 1859 geht es um eine Abschrift eines tungusischen Matthäus-Evangeliums (Sammlung Maack) für Gabelentz sowie ein wotjakisches Markusevangelium (Sammlung Sjögren), die Übersendung jukagirischer Erzählungen durch den Gouverneur Stubendorff von Jakutsk, den Abdruck tungusischer Wörterverzeichnisse Maacks und den Tod des Udinen Beshanow, dem Schiefner viele Informationen verdankte. Radloff beschäftigt sich zu dem Zeitpunkt mit chinesischer Phonetik. Schiefner bietet Gabelentz die Nutzung der Petersburger Mandschubücher an, wie es auch Julien tat. 1861 sendet Schiefner Gabelentz sämtliche Amur-Tungusica von Maximowicz; außerdem berichtet er über ein kaiserliches Leibconvoy, bestehend aus Angehörigen verschiedener Nationalitäten und damit Informanten über weniger bekannte Sprachen. Er gibt Nachrichten über die Arbeiten der beiden Radloffs und insbesondere des Europaeus. Mehrere mandschurische Texte stehen für Gabelentz zur Ausleihe bereit, ein *Shu-ching*, mehrere Romane (darunter das *Gin ping mei bithe*) sowie das *Da Liyoo gurun-i suduri*. 1862 kommt die Meldung, Gomboev plane, ein Mandschuwörterbuch herauszugeben. Schiefner berichtet über seine awarischen und Baron Uslars abchasische Studien. Wiedemanns estnisches Wörterbuch schreite voran; auch sei die neue Ausgabe des Kalewi-Poeg aus Finnland eingetroffen, finde aber wenig Interesse. Zu Kowalewskis mongolischem Wörterbuch bemerkt er, die tibetische Zitate seien sehr oberflächlich. Schiefner wird auf Brockhaus' Vorschlag zum Ehrendoktor der Universität Jena promoviert. 1863 schreibt Schiefner über Ossetica und Uslars Abchasische Studien. Im Zusammenhang mit dem Besuch der Takenouchi-Gesandtschaft fragt er Gabelentz, ob er japanische Texte publizieren wolle? Dann berichtet er von seiner Reise nach Deutschland und nach Großbritannien, in deren Verlauf er auch Poschwitz besucht. Überdies leitet er ein Bücherangebot aus dem Nachlaß Wojcechovskijs weiter und schlägt vor, die Neubearbeitung von Gabelentz' Mandschugrammatik in den Denkschriften der Akademie zu drucken. 1864 berichtet Schiefner über die Übergabe der Sinica, Mongolica und Mandschubücher des Asiatischen Departements an das Asiatische Museum. 1865 erfahren wir, daß einige Titel der Sammlung Wojcechovskij an die Deutsche Morgenländische Gesellschaft gegangen sind. Schiefner beantwortet Gabelentz' Frage nach den Holzmenschen im Ardschibordschi und zählt Drucke der Tifliser Druckerei auf. 1866 schenkt Schiefner Georg von der Gabelentz Goškevič's Japanisches Wörterbuch. 1867 gehen die Arbeiten an der Edition von Radloffs Texten weiter; auch die Ausgabe des Taranâtha sowie die russische und die deutsche Übersetzung machen Fortschritte. Er weist auf ein neues Bücherangebot hin, das sich als Nachlaß des Archimandriten Avvakum erweist; da Kenner vom Erwerb abraten, wird die Sammlung an einen Kaufmann in Selenginsk verkauft. Als weiteres Angebot stehen die chinesischen und Mandschubücher Leont'evskijs zum Verkauf, wozu Schiefner die Originalliste sendet. Böhlingk zieht zur Vollendung seines Wörterbuchs nach Jena – Schiefner nennt ihn die «Seele der

Akademie». Gabelentz hat einiges aus der Sammlung Leont'evskij erworben. Schiefner berichtet in der Folge von seiner Reise in Deutschland und nach Paris, wo er Léon Feer und Eduard Specht kennenlernte; er gibt auch Nachricht über Stanislas Julien und die Komponistin Haenel von Cronenthal, letzteres offenbar auf Anregung von Gabelentz. 1868 wurde Gabelentz von der Akademie zum korrespondierenden Mitglied gewählt, sicherlich auf Vorschlag von Schiefner. 1869 besuchte Wiedemann Deutschland und auch Gabelentz in Poschwitz. Schiefner berichtet über eine Vaterunser-Ausgabe in den Sprachen Rußlands. 1870 holt sich Schiefner Rat bezüglich eines Matthäusevangeliums in Kiribati-Sprache. 1871 verliert Schiefner seinen ältesten Sohn am Typhus. 1874 berichtet Schiefner über seine Reise nach Österreich und eine mandschurische Grammatik von A. Orlov. Schiefner plante die Teilnahme an der Philologenversammlung in Innsbruck.

Aus der Fülle der Informationen sind hier nur einige referiert. Wir erhalten einen laufenden Überblick über Schiefners eigene Arbeiten wie auch die von Wiedemann, Radloff, Ahlquist und anderen. Manches erscheint hier in etwas anderem Licht als in der offiziellen Historiographie – so wird die flüchtige Bearbeitung von Radloffs Materialien beklagt, wodurch ein erheblicher Redaktionsaufwand entstand; sein Dank für die kräftige Unterstützung Schiefners scheint sich in Grenzen gehalten zu haben. Die große Hilfsbereitschaft Schiefners ist in den Briefen deutlich dokumentiert. Ständig schickt Schiefner Gabelentz Manuskripte, Abschriften, Bücher – er schlägt ihn für die Akademiemitgliedschaft vor und achtet darauf, daß zumindest eines der nachgelassenen Übersetzungen von der Akademie veröffentlicht wird (Die Geschichte der großen Liao). Trotz aller täglichen Arbeiten und Verpflichtungen bleiben die eigenen Arbeiten nicht liegen, auch wenn sie auf den Sommerurlaub in Reval oder Südtirol warten müssen.

So hat sich hier ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Sprachwissenschaft in Europa erhalten. Persönlichkeiten und Arbeitsmethoden stehen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, und wir erleben die Entstehung zahlreicher Werke gewissermaßen aus der Nähe mit.

Besonderer Dank gebührt der Familie von der Gabelentz und dem Thüringischen Staatsarchiv Altenburg, daß sie die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Briefe gegeben haben, und Prof. Dr. Martin Gimm, der in den Kopien unleserliche Stellen der Briefe persönlich im Altenburger Archiv ergänzt hat – ohne seine freundliche Unterstützung wäre dieser Band nicht zustande gekommen! Auch hat er im Archiv das einzige bislang nachzuweisende Porträt Schotts ermittelt, das hier als besondere Trouvaille abgedruckt wird. Frau Professor Barbara Kellner-Heinkele schließlich hat die Mühe nicht gescheut, ein Eingabeprogramm zu beschaffen und sich darin einzuarbeiten, um so – dem Original entsprechend – die türkischen Wörter in arabischer Schrift zur Verfügung stellen zu können. Ihnen allen sei herzlich gedankt!

Hartmut Walravens